

1829.

Sonabend, 9. Mai.

Nro 37.

# Der Spiegel,

oder:



## Blätter für Kunst, Industrie und Mode.

Alle Mittwoch und Sonnabend erscheint ein Blatt, jedesmal mit einer Abbildung. — Halbjähriger Preis: 4 flund mit freier Postzusendung: 5 fl. C. M. — Man pränumeriert zu Ofen im Kommissionsamt, und bei allen k. k. Postämtern.

### Die Farben.

Des Lichtes heit're Kinder, schöne Farben,  
 Ach, mich entzüket nicht mehr euer Glanz!  
 Die süßen Blumen meines Lebens starben  
 Und ich begrub den frühverwelkten Kranz.  
 Mein Horizont, mit Wolken dicht umzogen,  
 Die über meinem Haupt der Sturm zerreißt,  
 Prangt nicht mehr mit der Hoffnung Friedensbogen,  
 Das nach Gewittern Sonnenschein verheißt.

Weiß ist die Lilie, der Unschuld Blume;  
 So glänzte meiner Jungfrau Schwanenbrust,  
 Die sich die Lieb' erkor zum Heiligthume,  
 Der Tugend Sitz, ein Ton der keuschen Lust.  
 Weiß blieb, doch kalt wie Schnee auf sanften Hügel  
 Der schöne Busen, ach, des Todes Preis! —  
 Und meinen Schmerz vermag ich nicht zu zügeln,  
 Und nimmermehr erfreuet mich das Weiß.

Roth ist die Rose, sind der Jungfrau Wangen,  
 Die hold verschämt sich weihet dem Liebesbund,  
 Und glühend reizt zum innigsten Verlangen  
 Der wundersüße, purpurrothe Mund.  
 Ich sah die Wangen, sah den Mund erblaffen,  
 Als sie geküßt der bleiche, starre Tod,  
 Und weiß vor wildem Gram mich nicht zu fassen,  
 Und nimmermehr erfreuet mich das Roth.

Bla u ist das Weilchen; sanft wie diese Blüte  
 War meiner Holden liches Augenpaar;  
 Es strahlte mild hervor des Herzens Güte,  
 Ein Feuer glomm in ihnen wunderbar.  
 Doch ach, auf ewig schlossen sich die Blicke  
 Und meinem Aug' entquillt der Thränenhau  
 Ob diesem jammervollen Mißgeschick  
 Und nimmermehr erfreuet mich das Bla u.

Gelb ist die Immortelle. Goldne Locken  
 Umwallten meiner Schönen edles Haupt,  
 Zart, wie der weichen Seide leichte Flocken,  
 Der Tod selbst hat nicht ihren Glanz geraubt.  
 Kein süßes Spiel mehr sind sie meiner Hände,  
 Sie ruh'n im festverschloss'nen Grabgewölb',  
 Wohin ich weinend mich nun einsam wende,  
 Und nimmermehr erfreuet mich das Gelb.

Grün war die Myrthe, die sie bräutlich schmückte,  
 Grün ist der Hoffnung heit'rer Farbenglanz,  
 Der mich mit Himmelsvorgesühl entzückte —  
 Weh' mir! die Myrthe ward zum Todtenkranz.  
 So seh' ich mit der Hoffnung kaltem Scheiden  
 Von allen Blumen keine mehr erblüh'n,  
 Und seufze nach dem Ende meiner Leiden,  
 Und nimmermehr erfreuet mich das Grün.

Schwarz ist der finst're Mangel aller Farben,  
 Schwarz ist die Trauer und die Grabesnacht,  
 Die süßen Blumen meines Lebens starben,  
 Sie liegen weih im kalten Erdschacht;  
 Drum wandl' ich nun im schwarzen Klaggewande  
 Schwermüthig durch die Stur und lebensmüd',  
 Bis einst im ewig sel'gen Frühlingelände  
 Der Blumenkranz mir wieder neu erblüht.

K. A. Glaser.

#### Das eigennützigte Gespenst.

(Eine wahre Geschichte.)

In dem Canton Villereal lebten, nicht weit von einander, die  
 Familie Marche und die Familie Merle. Die erstere bestand aus drei  
 Personen, Vater, Mutter und Tochter; die letztere aus vier Indivi-

uen, Vater, Mutter und zwei Söhnen. Diese waren arm und lebten als Pächter auf einer Meierei, die Marche gehörte, welcher reich war.

Einer von Merle's Söhnen, obwohl blind, hatte Absichten auf Marche's Tochter; und seine Familie, welche als Resultat dieser Bereinigung den eigenthümlichen Besitz der Meierei sah, auf welche sie nur ein Recht als Pächter hatte, war geneigt, seine Wünsche und seine Schritte zu unterstützen.

Die Familie Marche war im Glauben über alle Massen stark; sie fürchtete nicht bios Gott, sie glaubte an die Wanderung der Seelen nach dem Tode und fürchtete Gespenster.

Seit dem Anfange des Jahres meldete man Marche, daß der Geist des Herrn Lambert, seines vor wenigen Monaten verstorbenen Schwiegervaters, in seiner alten Wohnung zu Rouhouy umgehe. Seine Gegenwart offenbarte sich zunächst nur durch kleine muthwillige Streiche. So wurde einmal ein Kalb an die Stelle einer Kuh angebunden; ein andermal eine Wagendeichsel in kleinen Hieben abgehauen. Der Geist fing an zu reden und zwar um zu befehlen, daß zwei Flinten, die Marche hatte, an Merle den Sohn, und gerade an den blinden, ausgeliefert würden.

Als die Flinten wirklich abgegeben waren, säumte der Geist nicht zu erscheinen und forderte, daß Marche's Tochter ein Jahr lang, um Ruhe zu thun, das Zimmer zu Rouhouy bewohne, wo der Berewigte gestorben war (zu Rouhouy nämlich wohnte die Pächterfamilie Merle). Der Geist fügte hinzu, daß man niemanden davon etwas sagen sollte Täglich übernachtete, demzufolge, Marche's Tochter zu Rouhouy.

Während, doch selten, begleitete Marche's Frau ihre Tochter dahin. Eine Nacht, wo sie sich dort befand, hörte sie eine Stimme, welcher sich einige Töne heimischten, bald als wenn man eine Sichel schärste, bald als wenn man das Schloß einer Flinte abdrückte; diese Stimme verkündete: „daß man Johanne Marche, ihre Tochter, mit dem Blinden verheirathen solle; daß dies das einzige Mittel sei, die leidende Seele zu retten; daß es nicht leichter sei, sich zu retten, als zu machen, daß ein Dohse durch ein Nadelöhr gehe; daß man keinen Begriff von der Schrecklichkeit der Höllestrafen habe — roth, wie Scharlach, im Feuer zu brennen; daß es ausdrücklich verboten sei — bei Strafe, alle Glieder der Familie Marche auf der Stelle erbleichen zu sehen — gegen irgend jemanden davon zu sprechen; daß man endlich für die vier Jahre, die man noch zu leben habe (indem die Welt in vier Jahren untergehe), die arme Seele nicht leiden lassen dürfe.“

Da sich aber Marche, Bates und Mather, trotz der Erscheinung, noch nicht entschlossen, ihre Tochter dem Blinden zu geben, so wurde bald darauf Frau Marche in der Nacht durch eine Stimme aufgeweckt, die sie für die eines Engels hielt, und welche die schrecklichen Worte aussprach: „Ihr seid Alle verloren, wenn die Heirath nicht statt findet,“ hinzufügend, „daß man sie nicht länger als bis nächsten Freitag aufschieben dürfte.“ „Darauf antwortete Frau Marche:“ Man muß alles wollen, was Gott und die Seele will;“ und demzufolge drang sie in ihren Mann, der ob er gleich später seine Einwilligung zurücknahm, an diesem Tage doch erlaubt, daß man bei dem Notar den Ehe-Kontrakt bestelle.

Zwei Tage darauf war er mit seiner Frau nach Noughour gegangen, um daselbst zu übernachten; in der Nacht ließ sich eine Glocke hören, deren Ton bald von der einen, bald von der andern Seite zu kommen schien; dann verkündete eine Stimme folgende Sentenz: „Von denen sechs, die ihr seid, wird der, der die Vollziehung dessen verweigert, was befohlen worden ist, Freitags sterben;“ worauf Marche antwortete: „Ich bitte Gott, die heilige Jungfrau, meinen Schutzengel und die arme Seele um Vergebung, aber ich kann den Vorschlag nicht annehmen; ich ziehe vor, zu sterben.“

Am andern Tage, gegen drei Uhr Nachmittags, war Marche's Bildungskraft von dem Auftritte der vorigen Nacht noch sehr aufgeregter als sich Merle, der Vater, zu ihm begab und ihm sagte: „Kommen Sie nach Noughour, Sie, Ihre Frau und Ihre Tochter, mit zwei Zeugen; Sie werden dort sehr außerordentliche Sachen sehen: alle Thüren eine einzige ausgenommen, sind verschlossen, ohne daß wir sie zu öffnen vermögen.“

Marche reiste sofort nach Noughour ab, begleitet von Herrn Vidal. Merle, der Vater, war ihnen vorausgegangen und sie sahen ihn nicht mehr. Bei ihrer Ankunft fanden sie blos Merle, den ältern, der mit ihnen ins Haus ging, und den Blinden, der an der Hausthüre zurück blieb, Merle, der ältere, drang sofort darauf, daß Marche die Treppe hinauf ins obere Stokwerk steige; er schien ihn abhalten zu wollen, die Thür des Zimmers zu öffnen, vor welche sie zuerst kamen: „Gehen Sie nicht hinein,“ sagte er, „diese Thür ist verdächtig;“ Marche antwortete, daß sie nicht verdächtig sein könne, weil sie ja gar nicht zu verschließen sei, und somit öffnete er sie mit der linken Hand — aber plötzlich erschallt eine Explosion und Marche, erschrocken, aber ohne zu bemerken, daß er an der rechten Hand verwundet ist, ruft aus:

„Seele, fordere 25 Conté'd'or, ja mein ganzes Vermögen von mir, aber besteh nicht auf diese Heirath; ich kann meine Einwilligung nicht dazu geben!“

Unterdessen ist die Thüre offen und er kann, so wie Vidal, sehen, daß die Wunde, die er empfangen, von einer Flinte herrührt, deren Lauf auf die Thüre gerichtet ist, der Mauer entlang und horizontal, in der Höhe von drei Fuß, auf zwei eiserne Haken gestützt; dieses Gewehr war so gerichtet, daß, wenn man die Thüre öffnete, ein Strik, der daran befestigt und zugleich an den Drücker des Schloßes gebunden war, indem er angezogen wurde, die Flinte loschoß.

Sobald dieses Ereigniß, und daß die von Marche an der rechten Hand erhaltene Wunde bedeutend genug war, um eine lange Hinderung der Arbeit zu veranlassen, der richterlichen Behörde bekannt wurde, so untersuchte man die Sache, und das Geheimniß dieser Geisteserscheinungen löste sich folgendermaßen auf:

Der blinde Merle wollte Marche's Tochter heirathen und sich Rouchouy abtreten lassen; da er durch Ueberredung seinen Zweck nicht erreichen konnte, wegen des doppelten Hindernisses seiner Blindheit und seiner Armuth, so suchte er ihn durch Furcht zu erlangen; er war es, der das Gespenst spielte. Seine Familie unterstützte ihn, um das Eigenthum von Rouchouy zu gewinnen. Bald konnte man sich überzeugen, daß, wie groß auch Marche's Furcht war, er doch nicht in die projektierte Heirath willigen würde; und da seine Frau und seine Tochter sich darein zu ergeben schienen, so machte man den sträflichen Plan, sich seiner zu entledigen und zu diesem Zwecke wurde die Vorrichtung mit der Flinte gemacht, deren Ladung ohne Zweifel tödtlich war.

### K o r r e s p o n d e n z.

Prag, Ende April. Herr Nott, Regisseur des Theaters an der Wien, dessen Gastspiele wir in unserm letzten Berichte ehrenvoll erwähnten, gab am Schlusse des vorigen Monats zu seiner Benefize ein von ihm selbst verfaßtes Drama: „Die Vergeltung,“ nebst einem Vorspieler: „Die Verbannung,“ worin er den Komaldb gab. Eine Beurtheilung des dramatischen Werthes dieser vom Benefizianten uns gespendeten Gabe, werden die Leser dieser Zeitschrift uns gern erlassen, da der Dichter während seines Aufenthalts in Pesth es auch ihnen vorführte, und sie daher früher, als wir, mit dem In-

halte und Werthe dieses Bühnenproductes bekannt zu werden Gelegenheit hatten. Nach einer bald darauf erfolgten Reprise desselben, spielte der geehrte Gast mit ausgezeichnetem Beifalle den Franz Moor und nahm als Jaromir in der „Ahnfrau“ Abschied vom hiesigen Publikum. An demselben Abende trat Dem. Friederike Herbst, in der Rolle der Bertha als neu engagirtes Mitglied auf; eine Akquisition zu welcher sich alle Freunde der dramatischen Kunst Glück wünschen dürfen, und die auch den schönsten Beweis liefert, wie die Direktion in ihrem lobenswerthen Streben, die hiesige Kunstanstalt ihrer Vollkommenheit näher zu bringen, muthig fortschreitet. Könnten wir auch dasselbe von der Oper sagen. Diese ist seit der Abwesenheit der Mad. Ernst in noch schlimmern Zustände als früher. Dennoch sind in kurzer Zeit zwei Cherubini'sche Soubdichtungen aufs Repertoire gekommen. „Fani'ska“ ging wegen der unzumuthigen Besetzung zwar ganz zu Grunde, jedoch mußte „der Wasserträger“ sich noch mit ziemlichem Glücke über dem Wasser zu erhalten, da die Herren Kainz (Michelli), Binder (Armand) und Mad. Vobhorsky (Konstanze) ein würdiges Kleebblatt bildeten, das durch treffliches Zusammenwirken, die Vorstellung zu einer der gelungensten machte. Auch Dem. Knize mußte der untergeordneten Partie der Mazelline durch lebendiges Spiel und seelenvollen Gesang einige Bedeutung zu geben. Diese jugendliche Sängerin, welche erst seit kurzem zu den Mitgliedern der hiesigen Oper gezählt wird, hat bereits in mehreren Rollen, vorzüglich als Zerline, sich die Aufmerksamkeit und Zuneigung der Kunstfreunde zu erwerben gewußt, und berechtigt daher zu den schönsten Erwartungen für die Zukunft.

Eine neue Posse von J. A. Gleich (Benefize des Hrn. Schitzkanecker), betitelt: „Die steinerne Jungfrau“, vermochte nicht anzusprechen. Es wäre zu wünschen, daß Benefizianten das Harschen nach Novitäten lieber vermeiden, und bessere Stücke einer frühern Zeit dem zur Abwechslung geneigten Publikum aufstischen möchten.

Am Ostersonntage ward ein Dratorium: „Das befreite Jerusalem“ von Abbe Stadler, unter Mitwirkung von mehr als 250 Individuen, zum Besten der hiesigen Soubdichtlerwitwen, gegeben. Mad. Vobhorsky und die Herren Vobhorsky, Binder und Strakaty hatten die Singpartien übernommen.

Eine interessante Neuigkeit war Töpfers Lustspiel: „Der beste Ton“, ein treues Gemälde des großstädtischen Treibens mit den frischesten Farben dargestellt, und jedes darin aufgestellte Bild nach dem Leben gezeichnet, konnte daher auch die Absicht des Dichters

nicht  
perts  
Herr  
Zusa  
nicht

gab  
ter.  
das  
Schei  
berklä  
wagte  
treten  
Prob  
zu th  
Scha  
rung  
höchst  
lichte  
ligen  
Ernst  
das  
Decem  
D. be  
prakti  
für zu  
gateu  
Möge

Rang  
als ba  
Hüte  
und gr  
der M  
Man s  
Band

nicht verfehlen, und wird wohl eine bleibende Stelle in unserm Repertoire einnehmen. Die Damen Herbst und Binder, und die Herren Wolawsky, Moriz und Ernst trugen durch lebendiges Zusammenspiel zur heifälligen Aufnahme dieses trefflichen Lustspiels nicht minder bei.

### Der Wundermann Döbler

gab am 6. Mai seine letzte große Vorstellung im Pesther städt. Theater. Produktionen der Art, wie sie uns Hr. D. vorführte, müssen an das Wunderbare grenzen, wenn selbe mit einer so unbeschreiblichen Theilnahme aufgenommen werden, wie dieses bei unserem jungen Zauberünstler der Fall war, denn selbst ein berühmter Eskamoteur wagte es nicht, in dem bekannten großen Pesther Theater aufzutreten, — um so mehr überraschte Herr Döbler sehr bei seiner ersten Produktion, er zeugte dem Publikum, daß es ihm wahrhaft darum zu thun war, durch Manigfaltigkeit und Wechsel seiner künstlerischen Schaustücke, manchen Vorgänger zu übertreffen, und so Bewunderung und Beifall in reichstem Maße einzuernten. — So war es auch höchst anziehend zu sehen (was noch keiner vor ihm that), die herrlichsten Changerungen bei offenem Tische auszuführen. — Die unzähligen Metamorphosen mit seinen Maschinen bewiesen, daß ihm es wahrer Ernst sei, stets aus der reichen Fundgrube der Physik und Mechanik das Interessanteste zu kombiniren und mit der höchst liebenswürdigsten Decenz darzustellen. — Die zwei letzten Vorstellungen gab Herr D. bei gedrängtem Hause. Er zeigte uns das non plus ultra prästigiöser Gewandtheit, und der reichste Beifall ward ihm dafür zum Lohn. — Dem Vernehmen nach soll dieser treffliche Prästigiöteur bereits aufgefordert sein, noch eine Produktion zu geben. Möge der Künstler diesen Wunsch erfüllen.

H.

### Der Pariser Modenkourier.

1. Unter den Modenfarben behauptet das Grüne den ersten Rang, und zwar jetzt das Indisch-Grün, welches viel lebhafter als das Englisch-Grün ist. Man garnirt die chamoisfarbenen Hüte mit indischgrünen Bändern.

2. Der zu Kapoten bestimmte Gros de Naples hat so breite und grelle Streifen, daß eine solche Kapote dreifarbig zu sein scheint, der Rand z. B. gelb, die Mitte lilas und das Uebrige rosenroth. Man setzt auf Kapoten von Gros de Naples mit breiten Streifen ein Band mit sechs rosenrothen, blauen, grünen oder lilas-Streifen.

3. Bei der Eröffnung des neuen Saals in der Opera Comique haben wir Coeffüren gesehen, die mit zwei vereinigten Braceleten, eine Art Krone bildend, geziert waren.

4. Sechs lange rosenrothe Federn — drei rechts, drei links — zierten einen Keisstrohhut. Die Bänder waren hinten an der Form befestigt und reichten bis an den Rand des Schirms.

5. Man sieht auf Kleidern von Seide oder farbigem Musselin weiße Nermel.

6. Gemalter Gros de Naples wird zu den elegantesten Sommerkleidern verwendet.

7. Mit jedem Tage vermehrt sich die Zahl der Kleider, die mit einer Franse garnirt sind.

8. Es gibt satinirte Gazebänder mit vielen Streifen, andere mit Blumen; jene, auf welchen die Blumen mit dem Grunde gleichfarbig sind, nennt man: Blonde-Bänder. Die Bänder, worauf die Blumen im Kolorit sind, das heißt sie stellen mit ihren Farben Blumen und grünes Laubwerk nach der Natur dar, nennt man: Trüling's-Bänder.

9. In allen guten Lingerie-Magazinen verkauft man Canezou, in farbiger Seide gestift.

10. Die Männerhüte haben wenig Veränderung. Das Futter ist von rothem Maroquin, und sie haben eine cylindrische und hohe Form; indessen gibt es welche, die eine sehr niedrige Form haben.

11. Am Eröffnungstage des neuen Saals in der Opera Comique trugen die Stutzer einen Fraak oder einen Ueberrock von wiesengrünem Tuch mit einem sehr breiten und sehr kurzen Kragen.

12. Man verfertigt Fraak von einem lichten Grün, Eichenapfel genannt.

13. Frischbuttergelb ist eine Farbe, die zu Männerhandschuhe verwendet wird.

14. Die neuesten und gewöhnlichsten Stoffe zu Westen sind von Pique mit großen Dessins. Diese Dessins sind blau und rostfarbig auf weißem und chamoisfarbem Grunde.

15. Die Mode des Bartes macht auffallende Fortschritte. Alle Stutzer, die von der Natur mit dieser männlichen Zierde begabt sind, ermange'n nicht, das Kinn damit zu bedecken.

---

#### Abbildung Nr. XXXVII.

Wiener Anzug vom 2. Mai. Varet von Krepp mit Straußfedern und Gazebändern geziert. Kleid von Moir mit Tulles Bouffen und Schnüre von Posamentirarbeit.

---

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.